

ATELIER

FABIAN
BURSTEIN

**ERROBERUNG
DES ELFEN
BEIN
TURMS**

STREIT
SCHRIFT
FÜR EINE
BESSERE
KULTUR

FABIAN
BURSTEIN

**EROBERUNG
DES ELFEN
BEIN
TURMS**

STREIT
SCHRIFT
FÜR EINE
BESSERE
KULTUR

ATELIER

EDITION ATELIER WIEN

Inhalt

Kultur, was ist das eigentlich?

Die existenzielle Krise des Kulturbetriebs: ein Generationenkonflikt

Österreichische Kulturskandale der letzten 10 Jahre – eine Bilanz des Grauens

Ein klarer Kulturbegriff für eine klare Zukunftsstrategie

Kunst muss gar nichts: ein Missverständnis, das zum gefährlichen Selbstläufer wurde

Kultur ohne Ideologie. Oder: der Untergang kulturpolitischer Visionen

Publicity-Killer Kultur: eine politische Fehleinschätzung

Rechte Ideologie und ihre kulturellen Mitstreiter: ein schauriges Rollenmodell

»Populistische« Gegenansprachen

Eine »Kultur GmbH« als Blackbox der Entscheidungsfindung

Vom Insiderjob zu einem Job für Kultur-Insider

Eine neue Bildungskultur mit Kultur in der Bildung

Der Kampf gegen das kulturelle Bildungsversagen kann beginnen: Lasst uns Klartext reden!

Transformation? Nein, danke! Oder: das Digitaldesaster im Kulturbetrieb

Unsere einzige Chance: eine digitale Machtumkehr im kulturellen

Generationengefüge

Unreif, aber alles andere als jung: die toxische Networking-Kultur der Alt-98er

Ein apokalyptischer Vorreiter namens *Napster* – ein Beispiel dafür, wie Kultur keine oder die falschen Rückschlüsse zieht

Plädoyer für eine Renaissance der Neugier

Die österreichische Variante von Neugier: Kenn ma ned, brauch ma ned, hamma schon!

Warum nicht? Der Versuch einer Trendwende

Solidarität – kein Kampfbegriff, sondern ein Kulturbegriff

Eine Utopie namens »Applaus 2024«

23 Denkanstöße für einen reformierten Kulturbetrieb

Quellenverzeichnis

Literaturempfehlungen

Lesenswerte Links

Personenregister

Bring mir die Söhne von allen Huren und Nutten
Bring mir die Fiebrigen und die Kaputten
Bring mir die Dicken und bring mir die Sünder
Die ohne Hoffnung sind, hungrige Münder
Gib mir Funken und Flammen, um zu brennen
Gib meinen Lungen Luft, um zu rennen
Es sind harte Zeiten, um alleine zu stehen
Doch harte Zeiten werden kommen und harte Zeiten
werden gehen

Thees Uhlmann - 17 Worte

Kultur, was ist das eigentlich? Mit der bedeutungsschwangeren Anbetung dieser Frage könnte man Hunderte Seiten für einen epischen Wälzer schinden. In historischen Abrissen ließe sich der Kunstbegriff der Antike von Griechenland bis China ausrollen, um gleich im Anschluss die inhaltliche Abgrenzung zwischen Kunst und Kultur zu diskutieren. Je nach universitärer Fachrichtung wäre dann zu klären: Ist Kultur bloß Platzhalter für die Lebensweise eines Volkes und seiner gesellschaftlichen Gruppen oder doch ein Sammelbegriff für materielle und geistige Güter der Menschheit? Dürfen wir uns dazu hinreißen lassen, Kultur als Alltagsbegriff für künstlerische Angebote zu verwenden, was natürlich vollkommen unwissenschaftlich wäre? Und wenn ja, müssten wir dann zumindest einen kulturphilosophischen Diskurs zu Theodor W. Adornos Theorie der Kulturindustrie anzetteln, damit wir beim nächsten großen Festival sattelfest zwischen E- und U-Musik – vulgo »ernster« und »Unterhaltungs«-Musik – unterscheiden können? Provozieren wir ein bisschen, indem wir mit Hilfe von Sigmund Freud eine Portion Sex in die Debatte bringen und kreative Tätigkeiten als schöngeistige und vor allem nichtsexuelle Veredelung unserer Triebe präsentieren? Oder lassen wir die Kirche im Dorf und zitieren einfach die *UNESCO*, die mit der lebensfremden Technokratie einer weltumspannenden Megabehörde festhält: »Die Kultur kann in ihrem weitesten Sinne als die Gesamtheit der einzigartigen geistigen, materiellen, intellektuellen und emotionalen Aspekte angesehen werden, die eine Gesellschaft oder eine soziale Gruppe kennzeichnen. Dies schließt nicht nur Kunst und Literatur ein, sondern auch Lebensformen, die Grundrechte

des Menschen, Wertsysteme, Traditionen und Glaubensrichtungen« – oder einfacher ausgedrückt: Laut *UNESCO* ist alles Kultur.

Ja, wir könnten uns auf so eine Reise der ausufernden Definitionen begeben. Oder aber wir machen Schluss mit diesem Eiertanz, der sinnbildlich für die Bemühungen des Kulturbetriebs steht, sich sämtlichen Kategorien des Hausverstandes durch Abstraktion, scheinbare Intellektualisierung und hochtrabenden Phrasen-Overkill zu entziehen. So kompliziert nämlich die sprachlichen Codes der kulturellen Akteurinnen und Akteure für Außenstehende wirken, so bequem sind sie für den Kulturbetrieb an sich, der sich dadurch jeglicher Form von Bewertung durch die Mehrheitsgesellschaft entzieht und eine hermetisch abgeriegelte Blase bildet. Was sich als harte Schule des kulturellen Diskurses tarnt, ist in Wahrheit eine Komfortzone der beliebigen Ermessensspielräume.

Für die Lenker:innen des Kulturbetriebes bedeutet das nämlich, dass sie sich niemals auf harte Fakten wie zum Beispiel Ziel- und Leistungsvereinbarungen festnageln lassen wollen, sondern lieber Zuflucht im Labyrinth der hehren Ziele suchen, wo sich die passende Rechtfertigung hinter einem Bücherregal voller Dissertationen, Kurator:innentexte und philosophischer Herleitungen verbirgt.

Für den Nachwuchs auf den Kunsthochschulen bedeutet das, dass das Kreisen um sich selbst und die eigenen künstlerischen Gefühle zuungunsten einer radikalen Auseinandersetzung mit der Welt bereits im zarten Hochschulalter beginnen darf und auch nicht an handwerkliche Maßstäbe gebunden ist. »Wenn ich sage, dass ich Künstler bin, dann bin ich es auch!« Solche und ähnliche Sätze hallen um drei Uhr nachts durch die

Student:innenkneipen in der Nähe der Kunsthochschulen. Das Sendungsbewusstsein der Urheber:innen ist zwar bierselig – das ändert aber nichts daran, dass sie es bierernst meinen. Grenzziehungen obliegen ausschließlich der Professor:innenschaft, die sich wiederum hinter einem konservativen Geniebegriff verschanzt und diesen ohne didaktische Einschränkungen in der Lehre exekutiert.

Für die Künstler:innen und Kulturschaffenden bedeutet das, dass sie weiterhin jede Form von Rechenschaft gegenüber Verwaltung und Politik als Kleingeist einer verständnislosen Bürokrat:innenbande diskreditieren dürfen, und für Kulturverwaltung und Kulturpolitik bedeutet das, dass sie die Anliegen der Künstler:innen und Kulturschaffenden weiterhin als Spleen weltfremder Chaot:innen abtun wird.

Insgesamt müssen wir festhalten: Was sich für den Kulturbetrieb wie ein schicksalhaftes Perpetuum mobile mit musengeküsstem Antlitz anfühlt, ist für die Akzeptanz in der Mehrheitsgesellschaft ein destruktiver Teufelskreis. Das ist aus zwei Gründen deprimierend.

Erstens, das theoretische Referenzsystem aus den Kultur- und Geisteswissenschaften, aus der Philosophie und aus dem forschenden Kunstbetrieb bezieht sich nach wie vor auf Quellen aus anderen Jahrhunderten. Das ist so, wie wenn wir E-Mobilität mit dem Aristotelismus erklären: Ist irgendwie schlüssig, beinhaltet aber keine operativen Handlungsanleitungen für das Hier und Jetzt. Auf einem derart rückwärtsgewandten Fundament muss man auch nicht mehr argumentieren, warum die Shakespeares, Tizians und Mozarts dieser Welt dringend zeitgenössische Äquivalente benötigen. Diese »Nichtargumentierbarkeit« spielt wiederum den Führungskräften des Kulturbetriebs in die Karte, die von der Ochsentour befreit sind, mit Nachwuchskünstler:innen den beschwerlichen Weg zum

zeitlosen Klassiker zu gehen, und sich stattdessen lieber im Altbewährten suhlen.

Zweitens, das renitente »Sich-Entziehen« aus breitenwirksamen Regelwerken und Strukturen hat auch schon mal Sinn ergeben. Zum Beispiel nach dem Zweiten Weltkrieg, als Österreichs Institutionen von der totalitären Ideologie des Dritten Reichs verpestet und das Personal der öffentlichen Einrichtungen von den Schergen dieser Ideologie unterwandert war. Das Abtauchen in die unverdächtigen Ideenwelten früherer Epochen diente hier ebenso als künstlerische Überlebensstrategie wie die radikale Skepsis gegenüber dem Publikum, Kolleg:innen und offiziellen Vertreter:innen des Verwaltungsestablishments – schließlich waren hier nach wie vor die Stützen und Erfüllungsgehilfen eines noch nie dagewesenen Massenmordes zugegen. Oder anders gesagt: Dass man sich Zwischenrufe aus den ethisch verwahrlosten Reihen unzureichend entnazifizierter Kultur-, Parteien- und Beamtenapparate verbat, war ebenso verständlich wie eine generelle Vorsicht gegenüber der beachtlichen Masse an ehemaligen NSDAP-Mitläufern in den Sitzreihen. Man kann hier von einem wehrhaften Tunnelblick im Sinne des humanistischen Wiederaufbaus sprechen, der als Provisorium Sinn ergab. Richtig problematisch wurde es erst, als sich das Provisorium zur Dauereinrichtung und seine Architekt:innen zu Rollenmodellen für die nächsten 60 Jahre einzementierten: Die hoch notwendige Katharsis pervertierte sich zur Hypothek für eine stetig veränder- und damit auch verbesserbare Zukunft des Kulturbetriebs. Denn der Tunnelblick grenzte ab einem gewissen Zeitpunkt nicht nur die Zurufe und Interventionen ausgrenzungswürdiger Antidemokraten, sondern auch ein Gros der Menschen mit demokratischem Kulturbedürfnis

aus. Kultur als Elitenthema nahm auf diese Weise immer mehr Fahrt auf.

Die existenzielle Krise des Kulturbetriebs: ein Generationenkonflikt

Publikumsschwund, mangelnder politischer Rückhalt, Monotonie bei den Angeboten und den ausführenden Akteur:innen, Entfremdung gegenüber dem Publikum und seinem migrantischen Antlitz, toxische Machtstrukturen, intellektuelle Arroganz: Das sind nur einige Symptome, die den Kulturbetrieb der 2020er-Jahre prägen. Der daraus resultierende Bedeutungsschwund ist eine gesellschaftliche Retortenkrankheit, die die 68er-Generation maßgeblich miterschaffen hat, um sich jenem schmerzlichen Prozess der Erneuerung zu entziehen, den sie ihren Vorgängern mit aller Konsequenz zugemutet hat. Pointiert ausgedrückt: Nach der aufreibenden Revolution war Ausruhen angesagt. Damit es sich die ehemals Unbequemen in ihrer von Altnazis und Reaktionären befreiten Realität bequem machen konnten, mussten sie auch die »Erzählung« ihrer Errungenschaften etablieren. Ihr berechtigter Stolz über die angestoßenen Veränderungen wich einer ungesunden Überhöhung der eigenen Leistung. »Wir und nur wir haben das Land vom Mief der Vergangenheit befreit«, »Uns ist es zu verdanken, dass die Kultur- und Bildungseinrichtungen vom Geist des Totalitarismus befreit wurden«, »Eure künstlerische Freiheit ist das Resultat unseres Kampfes« und so weiter und so fort. Irgendwann war klar, dass sich die nachkommende Generation von den Leistungen der Alt-68er genauso beeindruckt zeigte wie die 68er-Generation

von den Standpunkten der 1950er-Jahre: Die Glorifizierung erntete Spott und Hohn und erfuhr im oberflächlichen Yuppietum der 1980er einen ersten knallharten Schuss vor den Bug. In dieser Phase griff ein uraltes sozialpsychologisches Prinzip. Wenn die Selbsterhöhung nichts mehr nützt, hilft nur noch die Entwertung der anderen. Im Kulturbetrieb wurde dieses Prinzip bis zum Erbrechen zelebriert. Auf Theaterproben und Filmsets, in Orchestergräben und Intendant:innenbüros, in den Vorzimmern der Maestros und Direktor:innen – auf den Schlachtfeldern der Kultur regierte verbaler Mord- und Totschlag. Die gekränkte Generation der Alt-68er setzte alle Hebel in Bewegung, um die Bedeutung ihrer potenziellen Nachfolger- und Herausforder:innen kleinzuhalten. Sie institutionalisierte die eigenen Rollenbilder in allen gesellschaftlichen Bereichen und verpackte sie zum einen in unverhohlenen Autoritarismus und zum anderen in eine verlogene Hülle des Kümmerns und Gutmeinens. Fortan ging es darum, sich jenem Veränderungsdruck zu entziehen, den die Alt-68er ihrer Elterngeneration voller Inbrunst zugemutet hatte. Aus Sit-in-Profis wurden Profis fürs Aussitzen. Jeder noch so kleine Aspekt des kulturellen Miteinanders wurde in hierarchische Schemata gepresst, nur um das manipulative Vermitteln und Vorkauen, das Konservieren der eigenen Deutungshoheit über den selbstbestimmten Entdeckungs- und Entwicklungsdrang der nächsten Generation zu stellen. Dadurch hielten die Alt-68er die Innovator:innen, die Ausprobierer:innen, die Getriebenen, die Überzeugungstäter:innen der Kulturlandschaft systematisch von populären Wirkungsstätten fern.

Warum?

Weil Innovator:innen eine unkalkulierbare Form von Leidenschaft vermitteln. Ihr Erneuerungswille ist kaum

kontrollierbar und basiert auf einem Weltbild, in dem das Brennen für das eigene Betätigungsfeld als Hauptmotor für Zukunftsentscheidungen dient. Jede:r weiß, dass ein ordentlicher Brand nur schwer einzudämmen ist. Deshalb fürchteten die erschöpften Revoluzzer zuallererst eine lichterloh brennende Armada an jungen Wilden, die sich mit ihrem Charisma und ihrem Veränderungsdrang als Manager:innen und Kulturvermittler:innen engagieren und alte Helden in die Heldenrente schicken würden. Die Lösung der Alt-68er: In einem nie für möglich gehaltenen Gleichschritt mit erzkonservativen Kräften instrumentalisierten sie unsere Orte der Freiheit - Kulturstätten, Bildungsbetrieb, Parteiapparate. Aus unterschiedlichen Motiven, aber mit identen Zielen betrieben Alt-68er und Konservative eine antiinnovative Generalprävention. Die Ableger dieser fragwürdigen Entwicklung sind von Angst zersetzte Theater- und Orchesterbetriebe, verkrustete Förderund Verwaltungsstrukturen, realitätsferne Kunsthochschulen, resignative Kulturpolitiker:innen, reaktionäre Orte der Bildenden Kunst und - am allerschlimmsten - eine ganze Generation an Kulturschaffenden, die in dieser Gemengelage sozialisiert wurde und die alten Muster reproduziert. Ein System, das als moralische Instanz erblühen könnte, erweist sich viel zu oft als Biotop für Verschwendung, Missbrauch und emotionale Gewalttätigkeit. Dass wir hier nicht von einem katastrophierenden Stimmungsbild sprechen, zeigen die Turbulenzen der letzten Jahre sehr deutlich.

Österreichische Kulturskandale der letzten 10 Jahre - eine Bilanz des Grauens

2011 wird Peter Noever, Direktor des Wiener *Museums für angewandte Kunst*, fristlos entlassen, weil er die repräsentativen Hallen des Hauses mehrfach und auf Kosten des Steuerzahlers zur privaten Geburtstagslocation für seine Mutter umfunktioniert hat. Der Rechnungshof prangert im Nachgang eine katastrophale Registratur sowie ausufernde und zudem feudal ausgestaltete Dienstreisen des Direktors an - all das im Gleichschritt mit einem massiven Besucher:innenschwund.

2014 wird Burgtheaterdirektor Matthias Hartmann seines Amtes enthoben, nachdem das Haus in einen beispiellosen Finanzskandal inklusive des Verdachts auf Urkunden-, Beweismittel- und Bilanzfälschung, Geldwäsche sowie Untreue und einem Verlust von rund 13 Millionen Euro gerutscht ist. Hartmann gerät 2018 nochmals in die Schlagzeilen, weil sich 60 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, ermutigt durch die #MeToo-Bewegung, in einem offenen Brief zu den Arbeitsbedingungen unter ihm äußern. Auf diese Weise erfährt die Öffentlichkeit, dass der oberste Repräsentant des ehrwürdigen *Burgtheaters* Schauspielerinnen zur Vereinbarkeit von Oralverkehr, Spermaschlucken und kalorienbewusster Ernährung befragt und im Vorfeld von Premieren Toitoitoi-Klappe auf Hintern verteilt hat. Einen dunkelhäutigen Choreografen hat Hartmann als »Tanzneger« bezeichnet und den